

## **I. 34.**

### **Emma Zipf**

**(keine Adresse zu sehen, Mahlberg?)**

## **Die Spionin oder die Fronten hinter der Front 1944-45**

*Vor Weihnachten 1944 wird sie aus dem Internat in **Bad Peterstal** auf Wunsch der Mutter zurück nach Hause nach **Mahlberg** geschickt. Da sie wegen der Bomber-Gefahr nicht über Offenburg fahren soll, rät ihr der Direktor, über den Löcherberg nach **Oberharmersbach** zulaufen und dort den Zug nach **Zell** zu nehmen. Sie fährt bis **Biberach** und läuft von dort los, um über den **Schönberg** nach **Lahr** zu kommen. Müde hält sie das einzige Auto an, das durch den Schnee daher kommt. Der Mann nimmt sie mit, hält sie aber für eine Spionin, glaubt ihr nicht, fürchtet die Gestapo. Bis sie ihm von ihrem Bruder Ernst erzählt, der sich auf dem Heimaturlaub in **Mahlberg** bei einem Essen mit den lokalen Parteigrößen weigert, einen Kameraden, der sich über den Endsieg lustig gemacht hat, anzeigen. Der Bruder beschimpft die Nazis, landet wenig später in einer Strafkompagnie und kommt kurz danach um. Dann kommen die Franzosen. Sie macht im Fernstudium weiter an der Lehrerfortbildungsanstalt Bad Peterstal, was sie ablenkt. Sie erinnert sich an deutsche Einquartierung, mutlose Soldaten. Nach dem Einmarsch der Franzosen wird ihre Lehrerfortbildungsanstalt geschlossen. Die Eltern beschließen, dass sie zu Hause bleiben und den Betrieb übernehmen soll. „Und zu der Zeit war es noch Sitte, dass man gehorchte.“*

Es war kurz vor Weihnachten 1944. Der Direktor unseres Internats in Bad Peterstal eröffnete mir beim Unterricht, dass ich zwei Tage eher in Weihnachtsferien fahren dürfe, weil meine Mutter erneut meine Heimkehr gefordert habe. Mein ältester Bruder war im August gefallen, und sie wolle nun ihre restlichen drei Kinder bei sich haben. Der Direktor riet mir, mich zu beeilen, über den Löcherberg nach Oberharmersbach zu laufen, da müsste ich noch den Nachmittagszug nach Zell bekommen. Also stürmte ich über den Löcherberg, immer den Zeichen des Schwarzwaldvereins nach, mit Tornister, warm angezogen und bewaffnet mit einem kleinen Taschenmesserchen.

Den Zug erreichte ich nicht mehr, weil die Bahn wegen der täglichen Flugzeiten der Jabos die Abfahrtszeiten geändert hatte. Aber in einer kleinen Bäckerei in Oberharmersbach bekam ich auf meine Weißbrotmarken zwei Laible zum Kaffee und konnte mich wärmen und ausruhen, noch zwei Stunden. Das war köstlich in jenen Tagen.

Dann fuhr ich nach Zell und von dort nach Biberach. Doch eingedenk des Versprechens, das ich dem Direktor habe geben müssen, ja nicht über Offenburg zu fahren, weil das unter Beschuss stand, entschloss ich mich, im selben Tempo wie ich über den Löcherberg gegangen bin, den Schönberg zu überqueren. Es schneite feine Flocken und wurde schon dunkel. Ich ging immer der Straße nach. Nur waren meine Beine solche Anstrengungen nicht mehr gewohnt. In der Schule saßen wir ja nur immer, und ich wurde sehr schnell müde und müder.

Mein Ziel, den „Löwen“ auf dem Schönberg vor 22 Uhr zu erreichen, wollte nicht näher rücken. Immer wieder verschob ich es, mich bei der nächsten Kurve unter die Büsche zu legen, um mich etwas

auszuruhen. Auch kamen mir auf der anderen Straßenseite immer wieder kleinere Trupps entgegen, einmal waren es zehn Personen. Aber ich hatte beschlossen, keine Angst zu haben, also schaute ich nicht hin. Auf einmal kam von hinten das einzige Auto auf der ganzen Strecke gefahren, mit einem Herrn in Zivil darin, der sich aber nicht erweichen lassen wollte, mich bis Lahr mitzunehmen.

„Ich glaube Ihnen kein einziges Wort. Sie sind doch eine Spionin und werden mich anzeigen“, sagte er immer wieder, „alles erstunken und erlogen.“ Es gelang mir nach einiger Anstrengung, dass er mich doch einsteigen ließ. „Aber wirklich nur ein kleines Stückchen“, sagte der Herr immer wieder. „Wie können Sie, ein so junges Mädchen, es wagen, allein nachts durch den Wald zu laufen?! Sie gehören ja verschlagen. Wissen sie denn nicht, dass die ganzen Wälder voll sind von entlaufenen Kriegsgefangenen und anderem Gesindel? Und nun wollen Sie mich anzeigen und dann kann ich in den Kellern der Gestapo büßen dafür, dass ich Sie mitgenommen habe.“

Das waren für mich ganz andere Welten, was mir der Mann vorhielt. Meinen Schülerschein sah er kaum an, und was ich auch sagte, war alles Schwindel: Ich wollte ihn nur reinlegen. So kamen wir doch an den „Löwen“ auf dem Schönberg. Aber da war alles finster und verschlossen. „Da haben Sie Ihren „Löwen“,“ schalt er, „alles was Sie sagen, ist großer Schwindel und nur darauf angelegt, mich anzuzeigen.“

Als alle meine treuherzigen Versicherungen ihn nicht für mich einnehmen konnten und um ihn weicher zu stimmen, erzählte ich ihm vom Schicksal meines Bruders Ernst. Da hörte er mir endlich zu und wollte mich nicht mehr zu Auto rauswerfen. Ernst war nach dem 20. Juli 1944 noch einmal auf Urlaub von der Front gekommen - und wie immer zu einem Essen in die „Sonne“ eingeladen worden, auch um ihn auszuhorchen über die Stimmung an der Front. Nach Braten, Rotkraut, Nudeln und Rotwein, wie immer, wurde er von den Mahlberger Parteigewaltigen aufgefordert, ein vorbereitetes Schreiben zu unterschreiben. Darin sollte ein früherer Kamerad von der HJ, dessen Vorgesetzter Ernst schon einmal war, angezeigt werden, weil er großmüßig überall ungeniert über Hitler und die Führungsschicht schalt. Er machte sich schon lange lustig, und nun wollten sie ihn mit Hilfe von Ernst zur Strecke bringen (sie wollten doch auch mal treue Parteigenossen sein). Alle Mahlberger hatten seither still gehalten, jetzt sollte Schluss sein damit. Ernst hatte am selben Tag von der sehr schweren Verwundung dieses Kameraden erfahren, die Parteigenossen sicher auch. Aber mein Bruder weigerte sich: Das mache er nicht, so was habe er nicht nötig. Es kam zum Streit, weil sie ihn einfach zwingen wollten, andernfalls würden sie Ernst selbst anzeigen.

Ernst schrie, sie könnten ihn mal: „Sie sind Fettwänste! Wir haben oft tagelang nichts zu essen an der Front“. Sie, die Anwesenden, würden fressen und saufen und jetzt solle er auch noch einen Kameraden anzeigen. Nie im Leben mache er das, und er stürmte hinaus. Noch im Urlaub erreichte ihn die Nachricht, dass er zur Strafkompagnie abkommandiert sei. Und nach 14 Tagen war er gefallen.

Und 14 Tage nach Ernsts „Heldentod“-Meldung kam ein graublauer Umschlag vom Deutschen Feldgericht folgenden Inhalts: Mit Rücksicht darauf, dass der Sohn an einem für den Endsieg wichtigen Abschnitt kämpft, werde das Strafverfahren gegen ihn wegen wehrkraftzersetzenden Äußerungen bis nach dem Endsieg zurückgestellt. Dann erwarte ihn die Aburteilung. Das alles zu erfassen war sehr schwer.

Doch kurz vor Kriegsende fuhr ich noch mal nach Bad Rippoldsau, um meinen Kleiderkoffer abzuholen. Allein, ohne Behelligung durch die Jabos, über den Kniebis und Offenburg zurück, in dumpfem Brüten über das nahe Kriegsende. Von Weihnachten 1944 bis zur Kapitulation am 8.5.1945 machte ich an meiner Lehrerfortbildungsanstalt Bad Peterstal Fernunterricht, bekam Aufgaben und Lernmittel per Post zugeschickt. Das musste dann zum Termin zurück sein, so war ich etwas abgelenkt vom politischen Geschehen, mit Ausnahme der Bombengeschwader, die meist nachmittags über uns hinwegdröhnten. Wo luden sie ab? In Stuttgart, Nürnberg oder Augsburg? Geschützfeuer hörte man auch, im Februar zielten sie sogar nach Mahlberg. Gott sei Dank war's nicht mehr.

Die Lebensmittelrationen wurden kleiner, den Landwirten wurde immer mehr abverlangt. Der Tauschhandel blühte. Manchmal empfing uns beim Aufstehen die Nachricht, dass wir Einquartierung vergangene Nacht bekommen haben. Da lagen übermüdete Soldaten zu siebt oder zu zehnt in der Stube, nur mit einer Woldecke zugedeckt. Manchmal blieben sie bis zum Weitermarsch abends in ihren Quartieren. Zu essen hatten sie noch, waren oft aber froh, wenn sie ihr ungeliebtes Kommisbrot gegen Bauernbrot eintauschen durften. Die Stimmung war gedrückt, die Gespräche mutlos, sie sahen nur noch schwarz. Die meisten waren buntes Völkergemisch: Österreicher, Kroaten, Schwaben, Schwarzwälder, ein paar Ägypter, die über den Rhein gekommen waren, unterdrückt, schalten, maulten.

Da hörte man manches, das Wochen vorher noch nicht möglich gewesen wäre. Meine Eltern hatten zwei Söhne verloren, sie waren verständnisvolle Zuhörer im Schutz unseres Hauses. Sonst war es nach wie vor gefährlich, Unmut zu äußern. Man konnte seinen Kopf riskieren, wenn man sich abfällig über die Führung äußerte oder „schwarz hörte“. Da wir keinen Volksempfänger besaßen, wussten wir nur was vom „Hörensagen“. Schwarzschlachter riskierten ihren Kopf. Der Feind hörte jetzt noch mehr mit als noch vor Monaten. Denunzieren war immer noch an der Tagesordnung. Mein Lernstoff schützte mich vor der Wirklichkeit.

Am 28.April kamen erst Amis, dann Franzosen in unseren Ort, der noch mit vier Panzersperren versehen worden war, aber der „Feind“ hatte Ortskenntnis. Sie umfuhren die Sperren und fuhren hinten herein. Kein Schuss fiel. Jetzt ging erst die Unordnung los, alles war ins Stocken geraten. Die Bauern konnten die Milch behalten, da niemand da war, der sie abholte. Die Hühner, Hasen, Eier waren vogelfrei. Die Franzosen konfiszierten die Milch und die Eier bei den Bauern, die Hasen aus den Ställen und den Freilandsalat aus dem Garten.

Meine Mutter musste auf Befehl das Nachtessen für sieben von ihnen kochen, bloß hatten wir kein Salz, das gab es danach nirgends. Als sie den gebratenen Hasen ablöschte, kam auf das Geräusch hin ein Franzose mit aufgepflanztem Gewehr in die Küche und blieb da stehen, bis das Essen fertig war. Uns selbst ließen sie in Ruhe. Über unsere Wut lächelten sie und aßen das kaum gesalzene Gericht und tranken von unserem Rotwein.

Das währte ein paar Tage, dann kam ein neuer Bürgermeister aufs Rathaus und alles wurde wieder rationiert. Es entstand eine neue Ortschaftspolizei, meist die persönlichen Feinde der Vorhergehenden, und dann begann die Entnazifizierung. Mein Vater war kurz vor dem Umsturz noch zum Volkssturm eingezogen worden, der besorgte wieder sein Land und seine Gärtnerei.

Ich bekam die Nachricht, dass meine Schule geschlossen worden war, die Lehrbücher verloren ihre Gültigkeit, ich wurde an das zuständige Gymnasium verwiesen. Das jedoch war vorerst auch geschlossen, mangels Lehrbüchern und weil die Lehrer entnazifiziert werden mussten. Da beschlossen meine Eltern, dass ich zuhause bleiben musste, den Betrieb übernehmen und erzeugen helfen. Und zu der Zeit war es noch Sitte, dass man gehorchte.

***Emma Zipf***